

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort.</i> Von Wolfgang Schmale	7
<i>Einleitung.</i> Von Karl Sattler	9
August Freitag	
<i>Aufzeichnungen aus Krieg und Gefangenschaft (1941-1949)</i>	45
Vorwort zu der im Sommer 1975 abgeschlossenen maschinenschriftlichen Kopie	47
1. Der deutsche Vormarsch – Juni bis Oktober 1941	49
2. Die Operation „Taifun“ – Oktober bis November 1941	62
3. Die sowjetische Gegenoffensive – November 1941 bis Januar 1942	72
4. In der „Königsberg“-Stellung – Januar bis Juli 1942	85
5. Die Kämpfe um Rshew – Ende Juli bis September 1942	94
6. Der erste Urlaub – Oktober 1942	101
7. Die „Winterschlacht um den Block der 9. Armee“ – November 1942 bis März 1943	104
8. Die Räumung des Frontbogens bei Rshew und der zweite Urlaub – März bis Juni 1943	108
9. Die schwere Verwundung zu Beginn der Operation „Zitadelle“ – Juli bis September 1943	112
10. Von der Ersatzkompanie zurück nach Rußland – September 1943 bis Mai 1944	116
11. Der 20. Juli und die Endkämpfe um Berlin – Mai 1944 bis April 1945	118
12. Die russische Kriegsgefangenschaft – April 1945 bis April 1949	130
13. Die Entlassung und Heimfahrt nach Deutschland – April 1949	169
Namens- und Ortsregister	181

Vorwort

Von Wolfgang Schmale

Die hier der Öffentlichkeit im Druck vorgelegten „Aufzeichnungen aus Krieg und Gefangenschaft“ von August Freitag (Liesborn 1. Juli 1919 bis 16. April 1997) beziehen sich auf den Zeitraum von 1941 bis 1949. Die Niederschrift erfolgte eigentlich aus ganz persönlichen Motiven und zunächst ohne Wissen der Familie oder anderer Angehöriger und Freunde. Später, mit größerem zeitlichem Abstand zu Krieg und Gefangenschaft, willigte August Freitag ein, daß eine buchstabengetreue maschinenschriftliche Abschrift seiner Hefte angefertigt wurde, die in der Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis gelesen wurde.

Und so wurden auch mir diese Aufzeichnungen bekannt – recht spät eigentlich: 1992 – aber nun war ich ja auch noch ein „Neu-Liesborner“. Als Berufshistoriker lag es für mich nahe, August Freitag zu fragen, ob er schon einmal daran gedacht hatte, seine Aufzeichnungen zu veröffentlichen. In der Tat hatte er solche Überlegungen schon selber erwogen, aber es hatte sich bis dahin noch keine geeignete Gelegenheit ergeben. Wir verständigten uns darauf, daß seinem Text eine Einleitung vorangestellt und der Text selbst mit Erläuterungen versehen werden sollten.

Karl Sattler, ein junger Militärhistoriker, der an meinem Institut an der Ludwig-Maximilians-Universität München arbeitete, erklärte sich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Er hat sich dieser Aufgabe mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit entledigt. Ihm gebührt ein ganz besonderer Dank.

Anfang des Jahres 1997 erkrankte August Freitag schwer; er starb, bevor seine Aufzeichnungen als Buch erscheinen konnten. Seine Frau Gertrud sorgte dafür, daß das Projekt zu Ende geführt werden konnte. Gertrud Freitags Engagement nämlich ist es zu verdanken, daß 1975 eine maschinenschriftliche Fassung der Aufzeichnungen entstand.

Alles was zu dieser gedruckten Edition und zur historischen Einordnung der Aufzeichnungen von August Freitag zu bemerken wäre, ist der Einleitung von Karl Sattler zu entnehmen. Herrn Dieter Winkler, Bochum, sei für die engagierte verlegerische Betreuung des Projekts herzlich gedankt.

Liesborn, im November 1997

Wolfgang Schmale

Einleitung

Von Karl Sattler

Der Erlebnisbericht des Obergefreiten August Freitag führt in eine Welt, die heute fremd und ungewohnt anmutet. Seine Schilderung der Jahre von 1941 bis 1949 konfrontiert mit dem Kriegsschauplatz Ostfront, dem Staatsstreichversuch des 20. Juli 1944, der russischen Gefangenschaft und berührt damit Abschnitte der deutschen Geschichte, die sich seit jeher gründlicher Aufarbeitung und kontroverser Diskussion erfreuen. Den Methoden und Möglichkeiten historischer Forschung entsprechend stand hierbei zunächst eine Darstellung im Vordergrund, die sich mit den markanten Ereignisabläufen beschäftigte, womit vor allem die jeweiligen Entscheidungsträger und -gremien ins Blickfeld gerieten. Zweifellos war dies eine geeignete Form, um den Grundzügen der Geschichte des Zweiten Weltkrieges auf die Spur zu kommen – und vielleicht verißt man allzu rasch, daß die Kenntnis der Ereignisgeschichte die Voraussetzung und den Rahmen für weiterführende Arbeiten und Ergebnisse bildet. Gleichwohl ist in jüngerer Zeit im Hinblick auf die Militärgeschichte mit Recht angemahnt worden, die bislang eher vernachlässigte Perspektive des „kleinen Mannes“ stärker zu berücksichtigen¹. Hierin ist denn auch der Wert der vorliegenden Quelle zu sehen: Eingebettet in den Kontext des „großen“ Geschehens – das freilich nur selten mit Händen zu greifen ist – verdeutlicht sie die Sicht und die persönlichen Lebensumstände eines Einzelnen am unteren Ende der militärischen Hierarchie.

Der Autor dieser Quelle, August Gerhard Freitag, wurde am 1. Juli 1919 als viertes von neun Kindern in Liesborn/Westfalen geboren. Nach vier Jahren Volksschule und dem dreijährigen Besuch des Gymnasiums arbeitete er auf dem elterlichen Hof und schloß 1938 die landwirtschaftliche Lehre mit der Gehilfenprüfung ab. Ab Anfang November 1938 wurde Freitag im Rahmen des Reichsarbeitsdienstes für fünf Monate zu den Befestigungsarbeiten am „Westwall“ herangezogen. Zum 15. Juni 1940 erfolgte die Einberufung zur Wehrmacht, und zwar zum Infanterieregiment 18. Nach der Grundausbildung in Ostpreußen – in der Gefan-

1 So die – bisweilen recht emphatische – Forderung von Wolfram WETTE: Militärgeschichte von unten, Die Perspektive des „kleinen Mannes“, in: Ders. (Hrsg.): Der Krieg des kleinen Mannes, Eine Militärgeschichte von unten, 2. Aufl. München und Zürich 1995 (zuerst 1992), S. 9-47. Zur Bedeutung des aus der Volkskunde stammenden Begriffs des „kleinen Mannes“ innerhalb der Militärgeschichte vgl. ebd. S. 14-16. Allerdings ist festzuhalten, daß eine praktikierbare Methodik, wie eine Militärgeschichte „von oben“ mit einer solchen „von unten“ erkenntnisfördernd verbunden werden kann, noch nicht zu erkennen ist – wobei der Sachverhalt, daß die eine Sicht die andere relativiert und umgekehrt als bekannt und durchaus nicht neu vorauszusetzen ist.

genschaft sollte er einen Kameraden aus diesen Tagen wiedertreffen – verbrachte er einige ruhige Wintermonate bei der Besatzungstruppe in Frankreich, bis im März 1941 anlässlich des beschlossenen Angriffs auf die Sowjetunion die Verlegung nach Ostpreußen erfolgte. Eingesetzt war Freitag vornehmlich als Protzenfahrer in der direkt dem Regiment unterstellten 13. Kompanie, und zwar im sog. schweren Zug, der mit zwei 15-cm-Geschützen ausgestattet war². Im Mai 1944 wurde er zum Wachbataillon „Großdeutschland“ nach Berlin abkommandiert, womit er erstmals zu einem anderen Truppenteil wechselte. Am 21. April 1945 geriet er während der Endkämpfe um Berlin in russische Gefangenschaft, die ihn in die Lager um Asbest im Uralgebiet führte. Erst vier Jahre später, fast auf den Tag genau, konnte er nach Deutschland heimkehren. Freitag nahm nun den angestammten Beruf wieder auf, legte 1953 die landwirtschaftliche Meisterprüfung ab und war seit dieser Zeit kontinuierlich mit der Ausbildung landwirtschaftlicher Lehrlinge befaßt. 1956 heiratete er Gertrud Höner, aus der Ehe gingen sechs Töchter hervor. Neben seinem Beruf war Freitag in berufsständischen sowie kirchlichen Gremien aktiv und ebenso in Liesborner Vereinen. August Freitag starb am 16. April 1997.

Der Plan, diesen Erlebnisbericht zu publizieren, war schon gefaßt, bevor gerade in den vergangenen Monaten erneut deutlich geworden ist, mit welch lebhaftem Interesse die Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wird³. Da diese jüngere Vergangenheit aufgrund des vergleichsweise geringen zeitlichen Abstands noch nachvollziehbar erscheint und dabei gleichzeitig aufgrund gewandelter politischer – und deswegen: mentaler – Bedingungen so unvorstellbar weit entfernt scheint, ist es für den heutigen Betrachter oftmals schwierig, eine schlüssige Erklärung für die Verhaltensweisen der Wehrmachtsangehörigen, der Väter und Großväter zu finden. Als August Freitag seine Kriegserlebnisse schriftlich niederlegte, tat er dies nicht in der Absicht, sie zu publizieren. Die Niederschrift, von der zunächst niemand etwas erfuhr, war für ihn vielmehr ein Mittel, die persönlichen Eindrücke zu verarbeiten. Dies verleiht seinen Ausführungen beachtliche Authentizität, und es darf in diesem Zusammenhang

2 Die Angaben über Ausstattung und Unterstellungsverhältnis nach „Kein Regiment soll besser sein!“, Das rheinisch-westfälische Infanterie-/Grenadier-Regiment 18, 1921-1945, Nach Tagebüchern, Briefen und Berichten zusammengestellt von Ernst-Martin Rhein, Selbstverlag Bergisch-Gladbach 1993, S. 7.

3 Vgl. Hannes HEER und Klaus NAUMANN (Hrsg.): Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht, 1941-1944, 2. Aufl. Hamburg 1995 sowie Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1996. An dieser Ausstellung, deren Begleitbände hier genannt sind, hat sich eine zum Teil erbittert geführte Auseinandersetzung entzündet. Sie wird dokumentiert von Heribert PRANTL (Hrsg.): Wehrmachtverbrechen, Eine deutsche Kontroverse, Hamburg 1997.

darauf hingewiesen werden, durchaus in Kenntnis dessen, wie die deutsche Politik hinsichtlich von Ausbruch und Verlauf des Zweiten Weltkrieges zu bewerten ist, daß hier auch Zeugnis davon gegeben wird, welche Leiden er für den „ganz gewöhnlichen“ Deutschen bedeuten konnte. Mithin liegen also gute Gründe vor, seinen Bericht der Öffentlichkeit vorzulegen.

Es ist nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft zu zeigen, „wie Menschen in der Vergangenheit hätten denken und handeln sollen, sondern zu erforschen, wie sie gedacht und gehandelt haben, und zu erklären, warum es so war und hat sein können.“⁴ Somit stellt sich die Beschäftigung mit Geschichte auch als ein stetes Bemühen um die notwendigerweise gegebene Norm der Objektivität dar⁵. Gleichwohl gibt es eine Pluralität von Perspektiven gegenüber der Vergangenheit, die – um nur die beiden wesentlichen Gründe zu nennen – einmal aus dem Unvermögen resultiert, Geschichte in ihrer Totalität zu erfassen, und die zum zweiten darin begründet liegt, daß der einzelne Historiker immer ein Kind seiner Zeit ist. Überlagert und zusätzlich verschärft wird das Problem der Objektivität jedoch durch die Frage, inwieweit die Historie in der Lage sein kann, wissenschaftlich fundierte Werturteile abzugeben. Vor diesem Hintergrund gesehen – wenn also das Gebot der Objektivität beachtet werden soll – wird man zu der vielleicht unangenehmen Feststellung kommen müssen, daß sie dazu nicht in der Lage ist. Doch keine Regel ohne Ausnahme: Wenn gegen das verstoßen wird, was Thomas Nipperdey als den „ethischen Basiskonsens der Menschheit“ bezeichnet hat⁶, können und dürfen Werturteile nicht ausgespart werden. Welche Folgerungen ergeben sich aus dieser Forderung für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg? Im Kontext der jüngsten Diskussionen betrachtet, bedeutet das zum einen, daß die nach objektivierbaren, wissenschaftlichen Kriterien gewonnenen Ergebnisse über die Beteiligung der Wehrmacht an Kriegsverbrechen

4 Rudolf VIERHAUS: Handlungsspielräume, Zur Rekonstruktion historischer Prozesse, in: Historische Zeitschrift 237 (1983), S. 289-309, hier S. 295.

5 Eine hervorragende Einführung in die Frage nach der Objektivität der Geschichtswissenschaft bietet der Aufsatz von Thomas NIPPERDEY: Kann Geschichte objektiv sein?, in: Ders.: Nachdenken über die deutsche Geschichte, Essays, München 1986, S. 218-234 (zuerst veröffentlicht in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 30 (1979), S. 329-342).

6 Ebd. S. 225: „Obwohl wir wissen, daß verschiedene Gesellschaften zu verschiedenen Zeiten verschiedenes für das Gute gehalten haben, gibt es einen ethischen Basiskonsens der Menschheit. Er entspricht nicht nur unseren religiösen oder humanen Überzeugungen, sondern er kann auch wissenschaftlich begründet werden.“ Vgl. dazu auch Martin BROZAT: Grenzen der Wertneutralität in der Zeitgeschichtsforschung: Der Historiker und der Nationalsozialismus, in: Ders.: Nach Hitler, Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte, Überarb. TB-Ausgabe München 1988, S. 162-184.

dargelegt und beurteilt werden müssen⁷. Zum anderen muß bei der Schuldzuweisung in diesem Bereich aus verständlichen Gründen Vorsicht walten: Allein die Tatsache, daß etwa 20 Millionen Männer während des Krieges in der Wehrmacht Dienst getan haben⁸, zeigt, daß ein allumfassendes Werturteil ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die von der Tatsache der Kriegsverbrechen ausgehende Argumentation, daß bei jedem Wehrmachtsangehörigen – zumal wenn er im Osten eingesetzt war – a priori eine Beteiligung zu vermuten ist⁹, läßt die gebotene Vorsicht vermissen und kann darüber hinaus zu keinen neuen Erkenntnissen führen. Schuld muß individuell zugemessen werden, sonst verkommt das Werturteil zur Besserwisseri. Gerade wenn es heute oft schwer ist, den bis zum bitteren Ende geführten Kampf der Wehrmacht – was in ähnlicher Weise für die gesamte Bevölkerung zutrifft – zu verstehen, bietet die Beschäftigung mit dem Alltag und den Erfahrungen des „namenlosen“ Einzelnen einen erfolgversprechenden Ansatz. Zum einen wird damit die Beurteilung dieses Einzelnen, unabhängig von deren Ergebnis, vor einem Präjudiz anhand der heute erkennbaren Gesamtsignatur einer Epoche bewahrt. Der Betreffende wird dadurch nicht aus dem Kontext der erlebten Epoche herausgelöst, und indem er in ihr verbleibt, eröffnet sich zum anderen die Möglichkeit, die Konturen der Zeit anhand seiner Erlebnisse zu vertiefen oder auch zu ergänzen.

Seit den späten 1970er Jahren hat sich nicht nur die Geschichtswissenschaft auf vielerlei Gebieten den Fragen nach dem Alltag und den Erfahrungen der „kleinen Leute“ zugewandt, und wie oben bereits angedeutet wurde, versucht auch die Teildisziplin Militärgeschichte auf diesem Weg zu neuen und weiterführenden Ergebnissen zu gelangen. Die

7 Zur Unterstützung der Massenexekutionen der Einsatzgruppen durch die Wehrmacht vgl. v. a. Helmut KRAUSNICK und Hans-Heinrich WILHELM: Die Truppe des Weltanschauungskrieges, Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 22), Stuttgart 1981. Zum Charakter des als „Vernichtungskrieg“ geführten Einsatzes in der Sowjetunion vgl. in prägnanter Form: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion, Von Horst Boog, Jürgen Förster, Joachim Hoffmann, Ernst Klink, Rolf-Dieter Müller, Gerd R. Ueberschär, Aktualisierte TB-Ausgabe Frankfurt am Main 1991, S. 498-538 sowie Manfred MESSERSCHMIDT: Das Heer als Faktor der arbeitsteiligen Täterschaft, in: Hanno LOEWY (Hrsg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens, Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte, Reinbek bei Hamburg 1992, S. 166-190. Eine ebenso abgewogene wie überzeugende Einordnung von Rolle und Verhalten der Armee ist bei Hermann GRAML: Die Wehrmacht im Dritten Reich, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 45 (1997), S. 365-384 zu finden.

8 Zahlenangabe nach: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5: Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs, I. Halbband: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen, 1939-1941, Von Bernhard R. Kroener, Rolf-Dieter Müller und Hans Umbreit, Stuttgart 1988, S. 985.

9 In diese Richtung weisen die Ausführungen von Paul KOHL: Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941-1944, Sowjetische Überlebende berichten, Frankfurt am Main 1995 (zuerst erschienen Gütersloh 1990 unter dem Titel „Ich wundere mich, daß ich noch lebe“), S. 15.

Vorwort zu der im Sommer 1975 abgeschlossenen maschinenschriftlichen Kopie

Die Tagebuchberichte meines Mannes August Freitag, die seine Empfindungen, Gedanken und schrecklichen Erlebnisse des Rußlandfeldzuges und seine vierjährige, qualvolle sibirische Gefangenschaft schildern, geben all denen, die den Krieg nicht erlebt haben, und der Jugend, die diese Zeit nur durch Literatur und mündliche Überlieferung kennt, einen Einblick in das, was unsere Soldaten für ihr Vaterland geleistet und geopfert haben.

Am 1. Juli 1919 in Liesborn geboren, verlebte mein Mann seine Kindheit und Jugendzeit auf dem elterlichen Hof, bis er mit 19 Jahren am 2. November 1938 bis zum 25. März 1939 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Den Kriegsbeginn erlebte er in der Heimat. Doch schon am 15. Juni 1940 wurde er, fast 21jährig, zum Kriegseinsatz gerufen. In Ostpreußen wurde er ausgebildet, verbrachte dann einige ruhige Wintermonate bei der Besatzungstruppe in Frankreich. Im März 1941 wurde seine Division wieder zum Osten abtransportiert. Es ging zurück durch Ostpreußen über Nikolaiken und Scharaikien weiter bis Ultuajewo in Polen. Die unterbrochene Ausbildung wurde hier wieder aufgenommen. Sie war durch die ungünstigen Geländebedingungen infolge des abziehenden Winters schwierig, gab ihm aber einen Vorgeschmack von dem, was ihn in Rußland in weit stärkerem Maße erwartete.

Hier beginnen seine Tagebuchaufzeichnungen. 15 Jahre lang habe ich versucht, sie in einem Buch zusammenzufassen. Nach vielen, vielen erfolglosen Bemühungen hat sich Elisabeth Illies bereit erklärt, die mühsame Arbeit auf sich zu nehmen.

Liesborn, den 28. August 1975

Gertrud Freitag

1. Der deutsche Vormarsch – Juni bis Oktober 1941

Als wir aus Ultuajewo, unserem letzten Quartier in Polen, nach längerem Aufenthalt abrückten, war der Weg bis zur litauischen Grenze nicht mehr weit¹. Deswegen wurden auch sämtliche Bewegungen nachts durchgeführt. Tagsüber hatte sich alles, ob Mannschaften, Pferde oder Fahrzeuge, gedeckt zu verhalten gegen russische Flieger und russische Beobachter, die von hohen Aussichtstürmen an der Grenze weit in unser hügeliges Bereitstellungsgelände sehen konnten. Bei nächtlichen Märschen war Rauchen, Licht machen, lautes Rufen und alles, was unsere Bewegungen irgendwie verraten konnte, verboten. All diese Sachen drückten auf unser Gemüt; unser junges Herz verlangte nach Licht. Somit sehnten wir den Tag herbei, an dem wir losschlagen konnten. Von unserer Führung war aber noch kein Wort gefallen, daß wir gegen Rußland ziehen wollten. Man sagte uns vielmehr: „Wir lägen einmal zur Sicherung der Reichsgrenze dort; zum anderen, gewissermaßen einen Druck auf die russische Regierung auszuüben, damit die im Abkommen² vereinbarten Lieferungen an Öl und Getreide nicht abrisen.“

-
- 1 Wie zum damaligen Zeitpunkt Polen als eigenständiger Staat nicht mehr existierte, konnte von einer litauischen Grenze zu diesem Zeitpunkt ebenfalls keine Rede mehr sein: Die drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen – die Hitler in seinem Pakt mit Stalin vom 23. August 1939 und im Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 als Teile der sowjetischen Interessenssphäre anerkannt hatte – wurden im Herbst 1939 von der Sowjetunion zunächst zur Annahme von Beistandspakten genötigt. Dadurch erhielt das Moskauer Regime das Recht, Land-, See- und Luftstützpunkte in der Größenordnung von 20.000 bis 30.000 Mann auf jedem einzelnen Territorium der drei Länder einzurichten. Im Sommer 1940 schließlich kam es zum Zwangsanschluß der Baltischen Republiken an die UdSSR; vgl. Seppo MYLLYNIEMI: Die Folgen des Hitler-Stalin-Paktes für die Baltischen Republiken und Finnland, in: Zwei Wege nach Moskau, Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum „Unternehmen Barbarossa“, Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hrsg. von Bernd Wegner, München 1991, S. 75-92.
 - 2 Mit dem „Abkommen“ ist wohl der Nichtangriffsvertrag vom 23. August 1939, der Hitler-Stalin-Pakt gemeint; vgl. den Literaturbericht von Rolf-Dieter MÜLLER und Gerd R. UEBERSCHÄR: Der Hitler-Stalin-Pakt im Lichte der deutschsprachigen Historiographie, Ein Forschungs- und Literaturbericht, in: Der Hitler-Stalin-Pakt, Hrsg. von Hans Schafranek und Robert Streibel, Frankfurt am Main 1991 sowie Sergej SLUTSCH: Deutschland und die UdSSR 1918-1939, Motive und Folgen außenpolitischer Entscheidungen, in: Hans-Adolf JACOBSEN u. a. (Hrsg.): Deutsch-russische Zeitenwende, Krieg und Frieden 1941-1995 (= Schriften der Paul-Kleinewefers-Stiftung, Bd. 2), Baden-Baden 1995, S. 28-90, v. a. S. 72-90. Im Hinblick auf die in freitags Text erwähnten Lieferungen an Öl und Getreide ist jedoch an den wirtschaftlichen Aspekt des Zusammengehens der beiden Diktatoren zu denken, der in drei größeren Abkommen geregelt wurde: im Kreditabkommen vom 19. August 1939 – dies war die von sowjetischer Seite gestellte Vorbedingung für den Abschluß des Nichtangriffsvertrages – und mit den Wirtschaftsabkommen vom 11. Februar 1940 und 10. Januar 1941; vgl. Manfred ZEIDLER: Deutsch-sowjetische Wirtschaftsbeziehungen im Zeichen des Hitler-Stalin-Paktes, in: Zwei Wege nach Moskau (wie Anm. 1), S. 93-110.

Doch die häufigen Belehrungen und Unterrichte über russische Verhältnisse jeglicher Art sowie unsere eigenen Bewegungen ließen uns zu deutlich erkennen, was eigentlich gespielt wurde³. Die Benutzung von Waldwegen, die teils versumpft waren, erschwerten des öfteren unseren Auftrag, das Ziel vor dem Hellwerden zu erreichen. Hinzu kam, daß es zur Zeit der kürzesten Nächte nur zwei bis drei Stunden dunkel war. So geschah es auch eines Morgens, daß wir bei schon ziemlicher Sicht noch eine Höhe zu überwinden hatten, von der aus wir den russischen Beobachter ganz deutlich in seinem Turm sitzen sehen konnten.

Am 21. Juni 1941 morgens wurde uns in einer Kompaniebelehrung mitgeteilt, daß es am folgenden Tag losgehe. Jetzt war die Spannung natürlich groß. Denn sehr viele von uns hatten, wie ich, noch nichts vom Krieg gesehen. Aber auch für diejenigen, welche den Frankreichfeldzug schon mitgemacht hatten, war der Russe ein neuer und völlig unbekannter Feind. Noch einmal wurden die Fahrzeuge überprüft, damit kein unnützes Gepäck mitgeschleppt wurde. Außerdem wurden Verpflegung, Hafer und Munition empfangen; und alles für den kommenden Morgen sorgfältig vorbereitet. Der Nachmittag blieb dann frei für private Angelegenheiten. Wir hatten unsere Decken ausgebreitet und ließen uns, nur mit einer Turnhose bekleidet, die Sonne auf den Balg scheinen. Zum Schlafen kam fast keiner mehr. Alles unterhielt sich darüber, was am kommenden Morgen wohl geschehen würde. Ich habe noch einen Brief geschrieben; denn wer wußte, wann ich wieder zum Schreiben kam. Am Nachmittag begab sich die Führung vom Zugführer bis zum Regimentskommandeur als Arbeiter verkleidet in Drilllichzeug mit einer Schaufel oder Pickhacke auf der Schulter an die Grenze, um Stellungen auszusuchen und den Angriffsplan endgültig festzulegen. Langsam senkte sich der Abend zu einer lauen Sommernacht, zur Nacht der Sommersonnenwende. Nachdem wir unsere Pferde gut versorgt hatten, machten

3 „Was eigentlich gespielt wurde“, war auch der sowjetischen Führung zu diesem Zeitpunkt seit längerem bekannt. Gabriel GORODETSKY: Stalin und Hitlers Angriff auf die Sowjetunion, in: Zwei Wege nach Moskau (wie Anm. 1), S. 347-366, hier S. 347-348, mißt dabei den am 20. März und 5. Mai 1941 von General Golikov, dem Leiter des sowjetischen Nachrichtendienstes GRU, an Stalin weitergegebenen, eindeutigen Informationen über die deutschen Absichten und Truppeneinstellungen entscheidende Bedeutung zu. Des weiteren waren Stalin unter anderem Warnungen aus Washington und London zugegangen: Am 1. März war der sowjetische Botschafter Konstantin Umanski durch den stellvertretenden amerikanischen Außenminister Sumner Welles über den geplanten Angriff informiert worden; vgl. John L. GADDIS: Russia, the Soviet Union and the United States, An Interpretive History, New York u. a. 1978, S. 144. Am 19. April konnte der sowjetische Diktator ein Schreiben Churchills vom 3. April in Empfang nehmen, das dieselben Warnungen enthielt; vgl. Andreas HILLGRUBER: Sowjetische Außenpolitik im Zweiten Weltkrieg, Königstein/Ts. 1979, S. 62. Noch am 15. und 18. Juni gab der sowjetische Botschafter in London, Iwan M. Maiskij, detaillierte Angaben über den deutschen Aufmarsch nach Moskau weiter, die er vom Unterstaatssekretär im Foreign Office, Sir Alexander Cadogan, erhalten hatte; vgl. GORODETSKY: Stalin und Hitlers Angriff, S. 355-357.

2. Die Operation „Taifun“ – Oktober bis November 1941

Am 1. Oktober erfuhren wir, daß am nächsten Morgen der Angriff¹⁵ steigen sollte. Als uns der Führer dann noch in einer Proklamation mitteilte, daß bis zum Winteranfang der Krieg gegen Rußland beendet sein sollte, kannte unsere Freude keine Grenzen. Auf eine kühle Nacht folgte ein schöner Morgen. Wir standen ein Stück hinter der Feuerstellung im Wald. Wie vorgesehen begann Punkt sechs Uhr das einstündige Trommelfeuer sämtlicher Waffen auf die russische Stellung. Pausenlos verließen Granate auf Granate die heißen Rohre der Geschütze. Der Wald dröhnte, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte und die Pferde unruhig wurden. Stukaverbände und Kampfgeschwader belegten in rollenden Einsätzen die russischen Stellungen, von denen man nichts als eine Rauchwolke sah. Unsere Freude und Begeisterung darüber, daß es nun losging, war bald ausgelassen. Plötzlich hörten wir rechts neben uns eigentümlich surrende Geräusche und sahen mehrere langgezogene Nebelschwaden feindwärts ziehen. Wie wir nachher erfuhren, waren das die neuen Nebelwerfer, die hier zum ersten Mal gegen den Feind eingesetzt wurden. Auch der Russe blieb uns die Antwort nicht ganz schuldig. Er konnte aber nur wenig anrichten, da fast seine sämtlichen Batterien bereits an den Vortagen von uns ausgemacht und ausgemessen worden waren und jetzt unter ständigem Feuer unserer schweren Waffen lagen. Fieberhaft warteten wir auf den Befehl zum Stellungswechsel nach vorn, der aber erst gegen neun Uhr kam. Eine russische Batterie hatte unsere Feuerstellung erkannt und sie solange unter Feuer gehalten. Deshalb mußte es jetzt schnell gehen. Sankawagen hatten bereits ihren Pendelverkehr aufgenommen, um die ersten Verwundeten zum Hauptverbandsplatz zu bringen. Der Waldrand sah vom Hagel der Geschosse aus wie ein Stoppelfeld. Die Minenfelder im Vorfeld waren bereits von unseren Pionieren durch Seidenbänder abgesteckt worden, so daß wir diesbezüglich keine Angst haben brauchten. In und zwischen den Stellungsgräben lagen die Russen wie gesät. Schon nach kurzer Zeit hatten wir die Schützenkompanie eingeholt. Der Kampf war hart. Hinter jeder Deckung setzte sich der Russe fest. Aber auch wir versuchten jede Dek-

15 Am 2. Oktober 1941 begann die Schlacht um Moskau, die Operation „Taifun“; vgl. Klaus REINHARDT: Die Wende vor Moskau, Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42 (= Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte, Bd. 13), Stuttgart 1972 sowie Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4 (wie Anm. 11), S. 654-685 („Der Angriff auf Moskau“) und S. 898-909 („Die Abwehr des deutschen Angriffs auf Moskau“). Folgender Band stellt die Niederlage vor Moskau, die als einer der Wendepunkte des Zweiten Weltkrieges anzusehen ist, in den größeren internationalen Zusammenhang: Kriegswende Dezember 1941, Referate und Diskussionsbeiträge des internationalen historischen Symposiums in Stuttgart vom 17. bis 19. September 1981, Hrsg. von Jürgen Rohwer und Eberhard Jäckel, Koblenz 1984, vgl. v. a. „Teil IV: Kriegsschauplatz Sowjetunion“, S. 183-223.

kung geschickt ausnützend dem Feinde näher zu kommen. Wenn wir über eine freie Fläche mußten, hagelte es von MG-Garben und Infanteriegeschossen. Die Artillerie beider Parteien hörte man kaum, da beide Stellungwechsel machten. So ging es erst mühsam vorwärts. Auch wir mußten jetzt auf Minen acht haben, da wir als erstes Fahrzeug die Wege passierten. Am Nachmittag stießen motorisierte Einheiten vor und nahmen uns einen Teil des Kampfes ab. Gegen Abend kamen wir in eine Artilleriestellung, die von den Russen fluchtartig verlassen worden war. Hier fanden wir allerhand brauchbare Sachen, insbesondere für unsere Pferde. Hafer und Heu waren in rauhen Mengen vorhanden. Aber auch Pferde, Geschirre, Panjewagen und dergleichen zählten zu unserer Beute. Wir tauschten schlechte Pferde gegen gute ein. Außerdem nahmen wir noch zusätzlich einen Panjewagen voll Hafer mit, der beladen und mit zwei Pferden bespannt fix und fertig an einem Baum gebunden stand. Unsere Pferde fraßen aus vollen Haferkrippen, bis sie satt waren. Wir konnten an diesem Abend nicht weiter, weil wir vor einem Sumpf lagen und der darüber führende Knüppeldamm gesprengt worden war. Endlich konnten wir nach 30 Stunden wieder unsere Pferde tränken. Bald die halbe Nacht wurde noch organisiert und umgetauscht. Jeder war bemüht, seine Sachen aufs beste in Ordnung zu haben. Vom Schlafen wurde nicht viel, weil es zu kalt war. Ich hatte mir eine Decke über den Kopf gezogen und mich für eine Stunde auf die Protze gesetzt. Als ich wach wurde, waren sämtliche Glieder steif. Ich mußte erst eine Reibungskur vornehmen, um sie wieder gebrauchsfähig zu bekommen. Ein Kamerad von mir, der auch geschlafen hatte und aufstehen wollte, fiel wie ein Mehlsack von der Protze auf die Erde und konnte sich erst kaum rühren.

Als der Morgen dämmerte, machten wir alles fertig und zogen weiter. Als wir ein paar Kilometer marschiert waren, kam uns ein Pferd nachgelaufen. Es war unser Sultan, den wir am Abend vorher laufen lassen hatten, weil wir ein besseres Pferd fanden. Er ließ sich nicht vertreiben, sondern marschierte treu hinterdrein. Diese Treue des Russenpferdes rührte uns, und wir spannten ihn zusätzlich ein. Gegen Mittag kamen wir in ein Dorf, in dem wir bleiben sollten. Doch als wir gegessen hatten, ging es weiter. Plötzlich sahen wir in großer Höhe einen Verband Flugzeuge, der Flugblätter abwarf. In dem Glauben, es seien unsere, winkten wir. Plötzlich kamen aber unter Rauschen eine ganze Reihe Bomben herunter. Es gab ein großes Durcheinander, wobei aber wenig passierte. Des öfteren durch Tiefflieger gestört, marschierten wir weiter. Das Wetter war prima, aber die Tage kurz. Am Nachmittag kamen wir an einen kleinen Fluß ohne Brücke. Da wir hinüber mußten, bauten wir schnell eine. Es war bereits dunkel, als wir am anderen Ufer anlangten. An diesem Abend hatten wir noch Feindberührung. Wir bezogen in einer Mulde Stellung. Gegen 23 Uhr war die Sache bereinigt. Anschlie-

3. Die sowjetische Gegenoffensive – November 1941 bis Januar 1942

Acht Tage später schoß der Russe auch in dieses Dorf. Deshalb mußten wir mit unseren Pferden noch ein paar Kilometer weichen. Hier richteten wir uns für den langen Winter ein. Das Thermometer fiel langsam auf minus 30 Grad. Wir bekamen jetzt ein Paar Fingerhandschuhe, einen Kopfschützer und die zweite Decke, die allerdings ziemlich dünn ausfiel. Diese Sachen kamen uns wie Heiligtümer vor. In diesen Tagen bekam ich auch mein erstes Zwei-Pfund-Päckchen. Es war überhaupt die erste Post seit September. Meine Freude war natürlich groß, besonders auch weil die Verpflegung knapp war. Als ich dann die dicke Wurst anschnitt, stellte ich fest, daß sich sogar mein Durchfall besserte, den ich vom Sommer her noch nicht richtig losgeworden war. Als die Wurst aber zur Neige ging, stellte sich das alte Leiden wieder ein, was bei der Kälte besonders unangenehm war. Links und rechts von uns kündete des öfteren starkes Feuer von den Kämpfen unserer Nachbarn. Bei uns blieb es aber ruhig.

Eines Tages hieß es plötzlich alles fertigmachen. Wir mußten zur Unterstützung einer anderen Division weiter nach rechts. Da war unsere viele Arbeit wieder umsonst gewesen. Aber getreu unserem Fahneneid marschierten wir bei Eis und Kälte los. Schon jetzt spürten wir so allerlei Unannehmlichkeiten eines Marsches im russischen Winter. Als wir ankamen, waren die Stiefel derart steifgefroren, daß wir sie erst nach dem Auftauen am Ofen für einige Zeit ausziehen konnten. Die Futterverhältnisse waren hier haarsträubend. Nicht einmal ein Halm Stroh war zu finden. Ich habe versucht, mit Roggen und Flachsspreu meine Pferde satt zu bekommen. Nachmittags kam ein LKW mit Heu. Doch was ist das für soviel Pferde. Ehe der Veterinär mal zum Aufteilen kam, hatten meine Pferde aber schon eine Portion intus. Wenn ich die Pferde bei knappen Futterverhältnissen so fressen sah, fühlte ich mich selbst wohler. Kurz vor unserem Abrücken sollten die ersten Urlauber aus Rußland fahren; von jeder Kompanie ein Mann. Jetzt kamen sie mißmutig vom Befehl zurück, mit der Nachricht, daß keine Urlaubzüge führen¹⁹. Da konnten sie ihre Urlaubsscheine für andere Zwecke benutzen. Das war natürlich wieder ein harter Schlag für uns. Jetzt strömte so langsam ein Unglück nach dem anderen auf uns ein.

Wir lagen kurz vor Kalinin! Unser III. Bataillon hatte den Auftrag, zusammen mit Teilen einer anderen Division am nächsten Morgen die

19 Dies scheint noch vor dem 12. Dezember 1941 gewesen zu sein, denn an diesem Tag verhängte der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Fedor von Bock, aufgrund der angespannten Lage eine sofortige Urlaubssperre über alle seine Verbände, REINHARDT: Wende vor Moskau (wie Anm. 15), S. 210.

eingeschlossenen Truppen wieder freizukämpfen. Wenn es an den bisherigen Tagen schon kalt war, so mußte man die Witterung des Angriffstages als grimmig kalt bezeichnen. Aber was half es? Angegriffen werden mußte. Die Russen saßen in den Häusern und schossen, was das Zeug halten konnte, während unser Bataillon das Dorf vom Wald her angreifen mußte. Unter Einsatz schwerer Artillerie und unter sehr schweren eigenen Verlusten unseres tapferen III. Bataillons gelang das Unternehmen. Die Sanitätswagen hatten sehr viel zu tun, um die vielen Verwundeten und diejenigen mit Frostschäden zum Hauptverbandsplatz zu bringen. Auch uns beim Regimentsgefechtsstand beharkte der Russe mit schweren Sachen. Eine Granate schweren Kalibers schlug in unmittelbarer Nähe unseres Hauses ein, von der ein großer Splitter durch das Fenster unmittelbar über meinem Kopf in die Wand schlug. Ich bekam einen Schrecken und den Nacken voller Glasscherben. Am Abend fuhren wir zurück in das Dorf. Hier hielt der Zugführer eine kleine Belehrung ab. Er teilte uns unter anderem mit, daß wir auf höheren Befehl hin etwa 100 Kilometer aufgeben würden, weil erstens der Druck zu stark würde und zweitens der Nachschub zu schwierig war. Und in dieser Nacht, so führte unser Zugführer weiter aus, würde die Besatzung von Kalinin unter unserem Schutz die Stadt aufgeben. Das war der grimmig kalte 15. Dezember, der manchem zum Verhängnis wurde, neben anderen auch Kurt Koch aus Liesborn. Ein Tag, an dem unser Bataillonskommandeur wie auch der Regimentskommandeur bittere Tränen weinten²⁰.

Am folgenden Tag kam der Divisionskommandeur und teilte Eisene Kreuze, Sekt und Schokolade aus. Wir hatten es an diesem Tage ziemlich gut, weil sich keine Panzer sehen ließen, noch welche vermutet wurden. Auch in den ersten Tagen des Rückmarsches konnten wir es gut aushalten, weil wir so gewissermaßen Vorkommando waren. In diesen Tagen traf ich noch mal Rampelmanns Franz und Schulten Franz, die auf dem Weg nach vorn waren, um die Nachhut zu übernehmen. Sie hatten von Anfang November bis jetzt in Ruhe gelegen. Dieses konnte man den Pferden gut ansehen. Eines Nachts wurden wir gegen 24 Uhr geweckt. Wir mußten zum Nachbarregiment 20 Kilometer nach vorn rechts, weil von dort Panzer gemeldet wurden. Als ich das hörte, glaubte ich einen Schlag zu bekommen. Wie sollten unsere Pferde, die gerade einen weiten Marsch hinter sich hatten, bei diesem Schnee nochmals 40 Kilometer schaffen? Trotzdem schafften sie es fast spielend. Jetzt machte

20 An diesem Tag mußte sich das III. Bataillon nach fehlgeschlagenen Angriffsversuchen hartnäckiger russischer Gegenstöße erwehren und hatte schwere Verluste zu beklagen (22 Gefallene, 10 Vermißte, 35 Verwundete, 55 Erfrierungen), „Kein Regiment soll besser sein!“, Das rheinisch-westfälische Infanterie-/Grenadier-Regiment 18, 1921-1945, Nach Tagebüchern, Briefen und Berichten zusammengestellt von Ernst-Martin Rhein, Selbstverlag Bergisch-Gladbach 1993, S. 117.

4. In der „Königsberg“-Stellung – Januar bis Juli 1942

Am Nachmittag kamen wir in ein Dorf, welches ebenfalls zum Teil zerstört war. Es hieß Krupzowo. Hier mußten wir erst halten. So langsam sickerte durch, daß hier unsere neue Stellung sei²². Ich dachte mich trifft der Schlag. Man sah weder einen Bunker noch einen fremden Landser. Meine Gedanken waren: Ob wir es wohl fertigbringen würden, dem Ansturm der Russen zu trotzen? Nach einer Stunde bekamen wir Anweisung, wo das Geschütz in Stellung gehen sollte. Wir stellten die Pferde in einen Stall, der aber ziemlich schattig war. Zu fressen gab es hier nichts. Wir hatten aber noch etwas Hafer bei. Wasser war auch nicht zu finden. Kaum waren wir im Haus, um zu essen, als sich auch schon wieder der Russe durch einen Angriff anmeldete. Jetzt hieß es standhalten. Da wir an der Panzerstraße lagen, hatte unser Bataillon einen Zug Panzerjäger als Verstärkung bekommen, die mit ihren 3,7-cm-Geschützen anständig dazwischenhielten. Die MG konnten nur zu 50 Prozent eingesetzt werden, weil die anderen jeweils abwechselnd in den Häusern am Ofen aufgetaut werden mußten. Nach einigen Stunden harten Kampfes zog sich der Russe zurück.

Jetzt mußten sofort Schneemauern gebaut werden, denn wer wußte, wann der Feind wieder angriff. Wir brauchten aber zum Glück nicht daran helfen. Ich holte mir jetzt den organisierten Tornister und die Schuhe von der Protze. Es waren vier Paar. Ich suchte mir die größten aus und verschenkte die anderen. Im Tornister fand ich noch zwei Paar Strümpfe und eine Garnitur Wäsche. Jetzt konnte ich wenigstens meine Stiefel ausziehen. Unter jedem Fußballen war eine große Blase und an den Zehen ein paar kleine. Ich zog mir zwei Paar Strümpfe und die großen Schuhe an. War das eine Erleichterung. Jetzt konnte ich auch ziemlich wieder mit dem ganzen Fuß auftreten. Dann haben wir für ein paar Stunden unsere müden Knochen ausgestreckt. Etwas Schöneres konnte es nicht geben.

Am anderen Morgen machte ich mich beizeiten auf, um Futter für meine Pferde zu suchen. Ich bin fast den ganzen Vormittag herumgelaufen, um mit Mühe und Not einen Armvoll Heu zu finden. Ich sah schwarz für unsere Pferde. Aber Wasser hatte ich gefunden. Allerdings mußten wir es mit einer Konservenbüchse aus einer kleinen Eisöffnung schöpfen. Mittags kam der Befehl, daß die Pferde wegen Feindbeschuß zurück sollten. So tigerten wir denn frohgemut los in der Hoffnung, für uns ein gutes Quartier und für die Pferde einen warmen Stall und Futter zu finden.

22 Hier handelte es sich um die sog. „Königsberg“-Stellung. Zum operativen Ablauf der folgenden Abwehrkämpfe vgl. GROSSMANN: Geschichte der rheinisch-westfälischen 6. Infanterie-Division (wie Anm. 9), S. 103-112.

Gegen Abend kamen wir in Batjuki bei Pleschkowo an, wo der Küchentroß unseres Bataillons lag. Anfangs wollte uns keiner aufnehmen. Schließlich fanden wir aber doch noch ein Haus, in dem Landser von verschiedenen Einheiten lagen. Hier konnten wir für eine Nacht bleiben. Zum Glück war direkt am Haus ein warmer Pferdestall, in dem Stroh und sogar Kleeheu lagen. So konnten wir den Pferden mit wenig Mühe ein wohlverdientes Lager herrichten. Um es ganz gut zu machen, schirrte ich die Pferde ab. Im Quartier wurde anständig geheizt. Alles was nicht niet- und nagelfest war, wanderte in den Ofen. Als wir uns hinlegen wollten, kam ein Melder und teilte uns mit: Ein starker russischer Spähtrupp sei durchgebrochen und habe es wahrscheinlich auf die Panzerstraße abgesehen, an der wir lagen. Deshalb mußten verstärkt Wachen ausgestellt werden. Meine Pferde habe ich aber nicht wieder aufgeschirrt. Ich mochte den traurigen Blick nicht sehen, mit dem die Tiere mich in solchen Fällen anschauten. Auch habe ich trotz Verbotes meine Schuhe ausgezogen, weil ich sonst hätte vor Schmerzen nicht einschlafen können. So blieben uns nur ein paar Stunden zum Schlafen.

Am nächsten Morgen mußten wir zusammen mit dem Küchentroß unseres Bataillons umquartieren nach Nenajedowo. Für alle Einheiten war bereits Quartier gemacht, nur für uns nicht. So standen wir wieder mit unserem Talent auf der Straße. Schließlich fanden wir aber doch ein Haus, in dem nur Russen wohnten. Hier konnten wir einen Raum bekommen. Der Pferdestall war zwar schlecht, dafür waren aber Futter und Wasser vorhanden. In diesem Dorf lag auch der Küchentroß unserer alten Kompanie. Während wir die Pferde versorgten, ging einer zu unserer Kompanie hinüber. Diese hatte nämlich zwischen Weihnachten und Neujahr, als wir plötzlich abrücken mußten, noch drei Tage länger für uns Verpflegung empfangen, die uns jetzt zugute kam. Als wir mit allem fertig waren, haben wir uns warmes Wasser geben lassen und uns den Körper mal richtig gewaschen. Anschließend haben wir nicht nur saubere, sondern sogar neue Wäsche aus dem Tornister von Staritza angezogen. War das eine Wohltat. Man fühlte sich wie neugeboren. Als wir kurze Zeit darauf am Abendbrot essen waren, brachte uns die Russenmatka sogar Milch herein. Ein Hochzeitsmahl in der Heimat könnte mir nicht besser munden, als an diesem Abend das Kommißbrot mit dem reichlichen Aufstrich der Zusatzverpflegung. Anschließend schliefen wir die ganze Nacht ohne Wache stehen zu müssen.

So gab es in diesem Winter des Ostens Stunden oder auch Tage höchster stiller Freude, die mit denen großer Strapazen wechselten. In solchen Zeiten ist der Unterschied zwischen Freud und Leid ein großer.

Am nächsten Tage mußten wir das Quartier für die Artillerie räumen. Wir fanden aber bald ein anderes ebenfalls gutes Quartier. In den ersten Tagen hatten wir es verhältnismäßig gut. Wir brauchten fast gar keine Munition zu fahren, und Futter war vorläufig noch vorhanden.

5. Die Kämpfe um Rshew – Ende Juli bis September 1942

Am Abend des 30. Juli bekamen wir plötzlich den Befehl, alles abmarschbereit zu machen. In dem Glauben, es ginge nach Orel, packten wir unsere Sachen zusammen. Doch bald wurden wir gewahr, daß der Russe bei Rshew durchgebrochen war und bereits die Stadt bedrohte²⁷. Also wurden wir wieder in der Stunde der Gefahr gerufen. Tags zuvor hatten wir noch Feldgottesdienst im Freien gehabt. Der Altar war auf einem Tisch aufgebaut, geschmückt mit Feldblumen in Konservendosen. Der Pfarrer sprach ein paar schlichte Worte. Und nachdem er Gott um Verzeihung unserer Sünden gebeten hatte, teilte er die Heilige Kommunion aus. Es war sehr feierlich. Ein Levitenamt mit den unzähligen Zeremonien hätte nicht so viel Eindruck auf uns gemacht als diese schlichte Messe. Morgens um drei Uhr marschierten wir nach Ssytschewka zum Bahnhof. Das war nun nicht so einfach. Infolge starker Regenfälle der letzten Tage standen sämtliche Mulden unter Wasser. Die Bäche waren zu Strömen geworden und hatten zum größten Teil die Brücken mitgenommen. Somit dauerten die ersten vier Kilometer bis zur Panzerstraße etwa acht Stunden. Als wir in Ssytschewka ankamen, wurden wir als erstes Bataillon sofort verladen. Am nächsten Morgen waren wir in Rshew. Von einer Höhe aus konnten wir prima die ganze H.K.L. übersehen. Der Iwan war schon verdammt weit vorgekommen.

In der Nacht vom 1. zum 2. August gingen wir bei Paschino in Stellung. Wenn nur alles gut ging mit unserem neuen kampfunerfahrenen Zugführer, der sich nicht gern beraten ließ. Wir hatten eine wunderbare Stellung hinter einem Abhang. Am Morgen mußte ich mit dem Zugführer zur B-Stelle²⁸ reiten. Ich sah schwarz. Als wir auf der Höhe am Bunker ankamen, gab er mir auch noch den Befehl, mit den Pferden zu warten. Ich hatte den Zugführer noch nicht ganz auf die Unvorsich-

27 Im Gegensatz zur deutschen Führung, die im Sommer 1942 ihre Kraftanstrengung auf den Südabschnitt konzentrierte (Operation „Blau“), sah die sowjetische den Mittelabschnitt durchaus nicht als Nebenfront an. So traten die Truppen General Iwan S. Kownes am 30. Juli nördlich und nordostwärts von Rshew zum Angriff an, während am 4. August General Georgij K. Schukows West-Front ostwärts von Zubcov zur Offensive übergang. Daraus entwickelte sich die Sommerschlacht bei Rshew, die Ende September im wesentlichen abgeschlossen war. Für die deutsche Seite standen die Kämpfe oft auf des Messers Schneide. Die Stadt selbst konnte jedoch gehalten werden, hingegen südostwärts davon nicht unbeträchtliche Geländeverluste hingenommen werden mußten; vgl. die Schilderung in „Kein Regiment soll besser sein!“ (wie Anm. 20), S. 174-207; Horst GROSSMANN: Rshew, Eckpfeiler der Ostfront, Bad Nauheim 1962, S. 57-84 sowie Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6: Der globale Krieg, Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative, 1941-1943, Von Horst Boog, Werner Rahn, Reinhard Stumpf und Bernd Wegner, Stuttgart 1990, S. 906-910.

28 Die im militärischen Sprachgebrauch auch heute noch gebräuchliche Kurzform steht für Beobachtungsstelle. Von dort wird das Gefechtsfeld beobachtet, um den Geschützen ihre Ziele zuweisen zu können.

tigkeit seines Befehls aufmerksam gemacht, als auch schon die ersten zwei Artilleriegranaten ankamen. Sie schlugen nur wenige Meter, aber hinter mir ein, so daß die Hauptsplitterwirkung hinter mir lag. Da konnte ich zurückreiten. Die Folge war natürlich, daß die B-Stelle jetzt erkannt war und den ganzen Tag über unter Feuer lag. Während wir gut gedeckt wie im Frieden schießen konnten, ging es vorn heiß her. Es herrschte eine sehr rege Fliegertätigkeit. Darum lagen wir oft flach. Unsere Jäger holten in diesen Tagen aber manchen herunter. 20 bis 25 Abschüsse habe ich am 2. August mit eigenen Augen gesehen. Am Abend wurden wir abgelöst, weil jetzt auch der Rest des Regimentes angekommen war und wir geschlossen eingesetzt werden sollten. Am Abend des nächsten Tages ging es wieder in Stellung. Es klappte tadellos. Wir fanden gute Ställe und für uns einen Bunker. Heu stand in Haufen auf den Feldern. Am anderen Morgen fuhren wir Holz für Bunker nach vorn. Der Iwan schoß mit allen Waffen. Als wir ein Dach abbrachen, sandte er auch uns einige Salven herüber. So schnell bin ich noch nie vom Dach gekommen. Nur das Pferd bekam einen unwesentlichen Splitter ab. An diesem Tag wurde uns der Winterorden verliehen²⁹.

Wegen dauernden Beschusses mußten wir in den nächsten Tagen in ein anderes Dorf ziehen. Hier fanden wir ebenfalls gute Quartiere und Ställe. Außerdem war dieses Dorf noch nicht beschossen worden. Als wir aber am Abend des zweiten Tages unsere Pferde tränkten, kamen die ersten Salven herüber. Die Einschläge lagen wohl in der Richtung, aber zu kurz. Am nächsten Tag kamen sie schon näher bis auf 50 Meter.

Die russischen Flieger bombardierten und beschossen mit ihren Bordwaffen bei Tag und Nacht Rshew und die umliegenden Dörfer. Feuerspucker nannten wir sie, die aus allen Rohren feuernd über die Dörfer hinwegbrausten. Flak und Jäger schossen tagsüber anständig dazwischen und brachten manchen zum Purzeln. Nachts war es aber unheimlich. Dann stieg kein Jäger auf, dann schoß auch keine Flak, weil sie ihre Munition wohl bei Tage loswerden konnten. Die Flieger waren so frech, daß sie sogar mit Licht flogen. Aber auch die Kaffeemühlen waren

29 Mit der am 26. Mai 1942 von Hitler gestifteten „Ostmedaille“ wurden Teilnehmer der „Winterschlacht im Osten 1941/42“ – so die Inschrift der Medaille – ausgezeichnet. Die Verleihungsbedingungen und weitere Einzelheiten bei Kurt-Gerhard KLIETMANN (Bearb.): Deutsche Auszeichnungen, Eine Geschichte der Ehrenzeichen und Medaillen, Erinnerungs- und Verdienstabzeichen des Deutschen Reiches, der deutschen Staaten sowie staatlicher Dienststellen, Organisationen, Verbände usw. vom 18.-20. Jahrhundert, Bd. 2: Deutsches Reich 1871-1945, Berlin 1971, S. 121-123.

Neben dieser Auszeichnung wurde August Freitag am 30. März 1943 das Eiserne Kreuz 2. Klasse und am 5. Juli 1943 das Verwundetenabzeichen in schwarz verliehen. Das letztgenannte, nach dem Vorbild des Ersten Weltkrieges am 1. September 1939 gestiftete, Abzeichen wurde an alle Personen verliehen, die durch feindliche Waffeneinwirkung verwundet worden waren. Die 1. Stufe (schwarz) wurde bei ein- oder zweimaliger Verwundung, die 2. Stufe (silbern) bei drei- oder viermaliger Verwundung und die 3. Stufe (golden) bei mehr als viermaliger Verwundung verliehen.

6. Der erste Urlaub – Oktober 1942

Für die Zeit vom 1. bis 10. Oktober bekamen wir zehn Urlaubskarten. Ich sollte am 8. Oktober von Wjasma fahren.

Das Rauhfutter für die Pferde bestand aus Schilfgras, welches wir am Waldrand schnitten. Außerdem wurden die Pferde gehütet. Als ich am Tage vor meinem Urlaub am Grasschneiden war, wurde ich von einem deutschen Jäger, der von der Front kam, mit zwei MG-Garben beschossen. Die Geschosse schlugen in unmittelbarer Nähe in den Boden. Das kam mir ja doch eigentümlich vor. Als ich weiter darüber nachdachte, fiel mir aber auf, daß ich nur ein paar Russen bei mir hatte und selbst einen dunklen Drillichanzug trug. Auch das Pferd und der Wagen waren landeseigener Art, so daß uns der Jäger durchaus für Partisanen halten konnte.

Nach vielen Laufereien konnte ich dann am nächsten Morgen starten. Ich begab mich zeitig auf den Weg und holte kräftig aus, denn an mir sollte es nicht liegen, wenn jetzt noch etwas schiefging. Den Weg durch den Wald zum Bahnhof mußte ich mir suchen, es waren acht Kilometer. Als ich ein Stück gegangen war, überkam mich plötzlich ein Gefühl übermäßiger Freude, so daß ich laut in den Wald sang: „Madel wink, es geht der Heimat zu, Madel wink, es geht nach Haus.“ Was mußte das doch ein Gefühl sein, wenn ich über die heimatliche Türschwelle schreiten würde! Hoffentlich ging alles gut. Post hatte ich seit langer Zeit nicht mehr erhalten. Ich habe mich dann noch verlaufen, kam aber gegen zehn Uhr unglücklich an. Unglücklich, weil 200 Meter vor mir der Zug abfuhr, eine lange Rauchwolke hinter sich lassend. Das ärgerte mich natürlich und meine Hoffnung sank. Aber gegen 16 Uhr fuhr bereits der nächste Zug. Ab Wjasma fuhr ein Sonderfronturlauberzug. Marschverpflegung gab es reichlich. Der Zug fuhr uns natürlich zu langsam. In Brest kamen wir mit Verspätung an, so daß wir den fahrplanmäßigen Zug um 16.45 Uhr nicht mehr bekamen. So konnten wir erst gegen 24 Uhr nach Warschau fahren. Das gab natürlich schon wieder Mißstimmung. Um 6 Uhr kamen wir in Warschau an und fuhren gegen 10 Uhr weiter. Es war ein Sonntag, der uns in die Heimat bringen sollte. Hier sah man schon saubere Dörfer und einigermaßen gute Herbstfrüchte. Wie würde es erst zu Haus sein. Gegen 21 Uhr kamen wir in Berlin an, wo ich wieder umsteigen mußte. Ich zwängte mich in einen bereits überfüllten Wagen. Hier standen wir wie die Heringe. Ich war hundemüde und schlief stehend ein. In einer Kurve knallte ich mit dem Kopf vor die Aborttür. Dann setzte ich mich auf meine Gasmasken und schlief fest ein. Als ich wach wurde, fing alles an zu lachen. Vor mir stand ein Feldweibel der Zugstreife, der mich anscheinend geweckt hatte. Er fragte mich, wie lange ich eigentlich nicht mehr geschlafen hätte und besorgte mir dann aber einen Sitzplatz. Die Spannung auf das Wiedersehen war

7. Die „Winterschlacht um den Block der 9. Armee“ – November 1942 bis März 1943

Hier hatte es schon ganz nett gefroren. Es lag aber sozusagen kein Schnee. Ich wurde mit tausend Fragen empfangen, wie das bei jedem Urlauber so ist. Jeder mußte seine Meinung über die Heimat und deren Stimmung äußern. Das Regiment lag in Ruhe. Es war Chefreserve. Inzwischen hatten die Kameraden noch mehr Hütten gebaut und diese gegen die Kälte mit Mist umgeben. Auch der große Pferdestall war jetzt fertig. Somit war inmitten des Waldes ein kleines Dorf entstanden, welches wir nach unserem Spieß „Wilhelmsdorf“ nannten. Es hatte wieder Nachersatz gegeben. Unter diesen günstigen Umständen lebte ich mich schnell ein.

Die Kälte nahm in den nächsten Tagen zu, so daß die Wolga bald befahrbar war. Dieses war sehr wichtig, weil wir hauptsächlich von Schoporowo unser Brennholz holten. Und was in diesen schattigen Hütten so durch die Öfen ging, war nicht wenig. Unsere schlimmste Sorge war das Pferdefutter. Noch jetzt holten wir täglich Schilfgras. Mir fiel jetzt die Aufgabe des Divisionsmelders zu, weil die Stabskompanie nicht genügend Pferde hatte. So ritt ich jeden Morgen um 9.30 Uhr los und kam gegen 13.30 Uhr zurück. Da wir jetzt nur wenig Wache stehen brauchten, füllten wir die langen Winterabende mit Doppelkopfspielen aus. Hierbei ging es oft heiß her, weil wir um 50 Pfennige spielten. Wir fingen gewöhnlich gegen 17 Uhr an und spielten oft bis ein, zwei Uhr. In den nächsten Tagen gab es Winterbekleidung. Diese bestand aus dicken Anzügen, die auf links gezogen weiß waren, um bei Schnee getarnt zu sein. Ferner gab es Filzstiefel, Pullover, Unterwäsche, Socken und Handschuhe. Aber nicht allzu lange sollte uns dieses gute Leben beschieden sein.

Am 27. November sollten wir das Regiment 58 ablösen. Aber an diesem Tage meldete der Wehrmachtsbericht bereits, daß der Russe zu der erwarteten Winterschlacht angetreten war³⁶. Er war bei Osuga durchgebrochen, um die gesamte 9. Armee einzukesseln, während es bei Rshew ruhig blieb. Aus diesem Grunde blieb das Regiment 58 in der

36 Nachdem die Rote Armee am 24./25. November zunächst im Raum Welikije-Luki zum Angriff angetreten war, eröffnete sie mit überlegenen Kräften ihre Offensive gegen den Frontbogen bei Rshew. Obwohl die sowjetischen Truppen nicht zuletzt am Südflügel der 9. Armee – dort, wo Freitags Einheit eingesetzt war – beträchtliche Anfangserfolge erzielen konnten, unter anderem zeitweise die für den Nachschub lebenswichtige Bahnverbindung zwischen Rshew und Ssytschewka in die Hand bekamen, war ihnen letztlich – bis auf die dauerhafte Einnahme von Welikije-Luki – kein Erfolg beschieden. Zu der etwa bis Weihnachten 1942 andauernde „Winterschlacht um den Block der 9. Armee“ vgl. die Schilderung in „Kein Regiment soll besser sein!“ (wie Anm. 20), S. 208-227; GROSSMANN: Eckpfeiler (wie Anm. 27), S. 84-118 sowie Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6 (wie Anm. 27), S. 1082-1088.

8. Die Räumung des Frontbogens bei Rshew und der zweite Urlaub – März bis Juni 1943

Mitte Februar mußten wir das Regiment 37 ablösen. Jetzt sickerte allmählich durch, daß wir Rshew noch vor der Schlammperiode aufgeben wollten³⁹. Also wieder ein Rückmarsch. Aus diesem Grund mußten sämtliche Fahrzeuge verladen werden. Der Rückmarsch sollte auf Schlitten durchgeführt werden. Auch die Artilleriegeschütze und unsere 15-cm-Geschütze wurden verladen. Alles, was wir eben entbehren konnten, wurde zum Bahnhof gebracht. Da nur wenige Waggons zur Verfügung standen, mußten dieselben hoch voll bepackt werden. Die Räder wurden von den Fahrzeugen abgeschraubt, und somit kamen anstatt zwei sieben bis zehn Fahrzeuge auf einen Waggon. Alles, was in Rshew noch ganz war, wurde zerstört, Eisenbahnschienen und Weichen zum größten Teil abtransportiert. Die Zivilbevölkerung wurde zum großen Teil evakuiert. Diejenigen, die noch rüstig waren, mußten auf ihrem Rückmarsch Auffangstellungen bauen.

Inzwischen war wieder Urlaubssperre gekommen, etwa vier Wochen bevor ich fahren sollte. Es war nämlich Befehl, daß diejenigen, welche von Anfang an ununterbrochen in Rußland waren, noch vor dem Nachersatz ein zweites Mal fahren sollten.

Ich sollte es auf diesem Rückmarsch gut haben. Ich wurde Feldküchenfahrer. Nachdem wir unser schönes „Wilhelmsdorf“ zerstört hatten, lösten wir uns am 5. März vom Feind. Es klappte alles tadellos. Noch einen ganzen Tag feuerte der Iwan in die leeren Stellungen. Mit Ausnahme der Partisanendörfer wurde die Häuser auf diesem Rückmarsch nur ruiniert. Allerdings passierte bereits in der ersten Auffangstellung ein Unglück. Als das Bataillon auf der Straße angetreten war, um sich wieder vom Feind zu lösen, gingen zwei Kameraden, trotz strengen Verbots, mit der Absicht, sich zu wärmen, in ein Haus. Kurz darauf gab es

39 Der Entschluß, die 4. und 9. Armee aus dem kräfteverschleißenden „Frontbalkon“ bei Rshew auf eine Sehnenstellung zurückzunehmen, muß im Zusammenhang mit dem Ringen der Heeresgruppen B, Don und A um die Erhaltung des Südflügels der Ostfront gesehen werden, der im Zuge der sowjetischen Gegenoffensive bei Stalingrad hochgradig gefährdet war. Durch den Rückzug von Rshew – er trug den Decknamen „Büffel“ – auf eine verkürzte Frontlinie sollten Kräfte freigemacht werden, die anschließend für eine neue Sommeroffensive eingesetzt werden konnten. Dies wurde durch den Rückzug von stellenweise 160 Kilometern denn auch erreicht: Im betreffenden Abschnitt hatte sich die Frontlänge von insgesamt 530 auf etwa 200 Kilometer verkürzt, wodurch nicht weniger als 1 Armeeoberkommando, 4 Generalkommandos und 21 Divisionsverbände als zusätzliche Reserven gewonnen werden konnten, Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6 (wie Anm. 27), S. 1088. Zum operativen Ablauf vgl. den Aufsatz des damaligen Generalstabschefs des Heeres Kurt ZEITZLER: Die ersten beiden planmäßigen großen Rückzüge des deutschen Heeres an der Ostfront im zweiten Weltkriege, in: Wehrkunde 9 (1960), S. 109-117 sowie GROSSMANN: Geschichte der rheinisch-westfälischen 6. Infanterie-Division (wie Anm. 9), S. 138-147.

9. Die schwere Verwundung zu Beginn der Operation „Zitadelle“ – Juli bis September 1943

Die Division lag neu überholt in Ruhe und wartete auf weitere Befehle. Während meiner Abwesenheit war weder einer gefallen noch verwundet worden. Sämtliche Bewegungen ließen auf eine baldige Offensive schließen⁴². Mir war von vornherein klar, daß diese Offensive alles bisher Dagewesene übertreffen würde, denn ich hatte schon vor meinem Urlaub verschiedentlich gehört, daß der Russe bei Orel zum Angriff rüste. Am Abend des 30. Juni verließen wir Alexandrowka, um uns langsam dem Bereitstellungsraum zu nähern. Da ich am 1. Juli Geburtstag habe, bekam ich an diesem Abend bereits meine 100 Zigaretten, die für jedes Geburtstagskind von den Verpflegungszigaretten abgezogen wurden. Das Wetter war prima und die Wege trocken, so daß wir gut vorwärts kamen. Punkt 24 Uhr sprang während der Fahrt alles, was eben abkommen konnte, von den Pferden, um mir zu gratulieren. Ich selbst nahm die Glückwünsche im Sattel sitzend entgegen und bot den Gratulanten Zigaretten an. Wir waren in bester Stimmung. Den nächsten Tag verbrachten wir gut getarnt in einem Kusselgelände, um am Abend, wenn es dunkel wurde, wieder weiterzuziehen. Denn der Feind durfte von unseren Bewegungen nichts merken. Aber trotzdem mußte der Iwan schon etwas ahnen, weil fast dauernd Aufklärer in der Luft waren. Orel liegt am Rande der Ukraine. Hier war bereits richtiger schwarzer, tiefgründiger Humusboden. Kilometerweit und kilometerbreit erstreckten sich die großen Roggenfelder, die oft über 1000 Morgen groß waren.

Am 3. Juli lösten wir eine Panzerdivision ab und waren somit wieder in die Front eingereiht worden. Die Ablösung ging unter herrlicher Schallplattenmusik des Feindes vor sich, die allerdings ab und zu von dem MG übertönt wurde. Als wir in den ersten Morgenstunden des 5. Juli unseren Bereitstellungsraum bezogen, streute der Iwan das ganze Gelände mit seinen schweren Waffen ab. Dies ließ die Vermutung aufkommen, daß die Sache bereits verraten sein könnte. Wie wir dann vorn erfuhren, waren tatsächlich am Tag vorher zwei Beutedeutsche übergelaufen. Die Sache konnte ja gut werden.

Da unsere Division den schwersten Abschnitt hatte, sollte unser linker Nachbar drei Stunden eher angreifen, um die Hauptlast des Kampfes auf sich zu ziehen und uns den Durchbruch zu erleichtern. Als es gegen zwei Uhr hell wurde, hatte die Front sich wieder ziemlich be-

42 Diese Vermutung war völlig zutreffend – am 5. Juli 1943 begann die Offensive gegen den sowjetischen Frontbogen um Kursk. Der unter dem Decknamen „Zitadelle“ vorbereitete Großangriff „war der wesentliche Teil der deutschen Operationsplanung für das Jahr 1943 im Osten“, so in der Einleitung des einschlägigen Werkes von Ernst KLINK: *Das Gesetz des Handelns, Die Operation „Zitadelle“ 1943* (= Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte, Bd. 7), Stuttgart 1966, S. 9.

10. Von der Ersatzkompanie zurück nach Rußland – September 1943 bis Mai 1944

Am 19. September fuhr ich zur Ersatzkompanie nach Osnabrück. Hier gefiel es mir nicht besonders. Ich hatte aber bisher nicht in das Rad meines Schicksals gegriffen und wollte es auch jetzt nicht tun. Vom 20. Oktober bis 4. November bekam ich Erholungsurlaub. In Osnabrück konnte man so allerlei interessante Studien machen. In manchen Sachen merkte man nicht viel vom Krieg. Am 7. Dezember bekam ich zwei Tage Kurzurlaub. Als ich zurückkam, wurden Teilnehmer für einen Skikursus im Harz gesucht. Hierfür habe ich mich freiwillig gemeldet. In Braunlage verlebten wir herrliche Tage. Das Skilaufen machte Spaß. Am 20. Dezember fuhren wir nach Osnabrück zurück. Inzwischen war die ganze Kompanie für den Festtagsurlaub eingeteilt worden, ohne uns zu berücksichtigen. Deshalb ging ich zum Chef, der mir auch Urlaub versprach. In diesen Tagen bekamen wir Rekruten. Ich wurde als Hilfsausbilder eingeteilt. Am ersten Weihnachtstag bekam ich gegen Mittag Bescheid, daß ich sofort in Urlaub fahren könne. Ich war anfangs wütend, weil man mich um einen guten Tag betrogen hatte. Als ich vom Urlaub zurückkam, wurden abermals Leute für Braunlage gesucht. Da es mir so gut gefallen hatte, schmuggelte ich mich noch mal dazwischen, was auch tadellos klappte.

Mitte Januar waren wieder Abstellungen für unsere Division. Auch ich gehörte zu den Abgestellten. Am 25. Januar 1944 bekam ich noch mal zwei Tage Urlaub. Am 1. Februar ging der Transport von Osnabrück ab. In der Heimat war die Witterung noch sehr mild. An der Grenze lag zwar Schnee, aber kalt war es trotzdem nicht. Am 7. Februar kamen wir beim Regiment an. Ich kam zur alten Kompanie zurück. Ich freute mich auf das Wiedersehen mit den alten Kameraden. Es waren allerdings sehr viel neue Gesichter darunter. Die Front war ziemlich ruhig, so daß ich mich schnell wieder an den alten Rummel gewöhnte. Wir lagen direkt in Shlobin, während die Front noch ein paar Kilometer jenseits des Dnjepr war. Es war das erste Mal, daß wir in einer Stadt lagen. Ich bekam zwei Reitpferde, die aber zeitweise auch eingespannt wurden.

Am 21. Februar griff der Russe 20 Kilometer nördlich von uns bei Rogatschew stark an und erzielte etwas Bodengewinn, so daß unser Brückenkopf gefährdet wurde. Deshalb wurde am 23. Februar die Front auf das diesseitige Dnjeprufer zurückgenommen. Es klappte tadellos bis auf einen Zwischenfall. Ein Geschütz von uns fuhr beim Lösen vom Feind auf eigene Minen und flog vollkommen auseinander, wodurch zwei Kameraden getötet und einer verwundet wurde. Jetzt wurde Shlobin direkt H.K.L. Unsere Protzenstellung wurde nach Alexandrowka verlegt. Hier gab es wieder reichlich viel Arbeit, weil die Pferdestäl-

11. Der 20. Juli und die Endkämpfe um Berlin – Mai 1944 bis April 1945

Als ich eines Morgens von der Nachtwache kam, sagte mir der Schreibstubenhengst, daß ich für neun Monate zum Wachbataillon „Großdeutschland“ nach Berlin vorgeschlagen sei. Ich habe ihn für verrückt erklärt und gesagt, daß ich lieber bei meinem alten Haufen bliebe. Die Meinungen der Kameraden waren verschieden. Während die einen vom schönen deutschen Frühling und Sommer sprachen, warnten die anderen vor Schliff. Darum beschloß ich, die Sache so laufen zu lassen, wie sie lief. Das Regiment sollte für diese Sache neun Mann abkommandieren. Darum mußte jeder Kompaniechef drei Mann namhaft machen und sie zum Regiment schicken. Von diesen Leuten suchte der Regimentsadjutant neun aus, zu denen auch ich gehörte.

Wegen vermehrter Flieger- und Artillerietätigkeit mußten jetzt auch Bunker für die Küche und für die Pferde gebaut werden. Das gab natürlich wieder viel Arbeit. Doch waren die Wege inzwischen gut abgetrocknet, so daß das Holzfahren weniger Schwierigkeiten machte. Eines Tages kam unverhofft der Kommandeur, um sich alles einmal anzusehen. Er lobte die Sauberkeit im Allgemeinen und die Einrichtungen der Pferdeställe. Zur Belohnung gab es ein Fäßchen Bier.

Am 20. Mai verabschiedete ich mich von meinen Kameraden. Es war doch ein eigentümliches Gefühl. Neun Monate sind ja auch eine Zeit, in der schon so allerlei passieren kann. Der Spieß gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß es gerade einer von den Fahrern war, der als Einziger der Kompanie nach Berlin kommandiert wurde. Anschließend fragte er aber doch in schimpfendem Ton, ob die anderen denn alle krummer gewesen wären als ich. Denn von seinen alten Fahrern gab er nicht gern einen ab. So fuhren wir denn am 20. Mai bei herrlichstem Sonnenschein von Shlobin ab. Shlobin prangte von der Pracht blühender Obstbäume. Die Front schwieg und die Vögel sangen als wäre Frieden. Und wieder ging es der Heimat zu, von der ich erst vor einem guten Vierteljahr Abschied genommen hatte. Hinzu kam das schöne Gefühl, ein dreiviertel Jahr in der Heimat bleiben zu dürfen. Meine Gedanken gingen in die Zukunft. Ein dreiviertel Jahr, was konnte in dieser Zeit nicht alles passieren. Könnte bis dahin nicht schon der Krieg beendet sein? Das war eine wichtige Frage, denn wer glaubte in dieser Zeit der dauernden Rückmärsche noch an einen Sieg. Die Angst vor dem Sterben hatten wir wohl zumeist überwunden. Doch die Möglichkeit einer russischen Gefangenschaft konnte uns den Schrecken durch die Glieder jagen. Wir pflegten dann zu sagen: „Lieber die Kartoffeln von unten zählen, als in Sibirien Steine kloppen.“ Sämtliche Waggons unseres Zuges waren mit Grün geschmückt, die Stimmung ausgezeichnet. Ob wir wohl

zu Pfingsten in der Heimat waren? An Urlaub würde wohl kaum zu denken sein. Das war nämlich immer so ein Kapitel für sich, wenn man zu einem neuen Haufen kam. Je näher wir der Heimat kamen, desto wärmer wurde die Witterung und desto schöner die Natur. In Brest angekommen wurden wir zunächst entlaust; ein Übel, das jeder in Kauf nehmen mußte, der in die Heimat wollte. Anschließend ging es weiter über Warschau nach Berlin, wo wir in den frühen Morgenstunden des Freitags vor Pfingsten ankamen. Einige Stadtteile waren bereits stark durch Bombardierungen mitgenommen. In der Moabiter Kaserne, dem Standort des Wachbataillons „Großdeutschland“, wurden wir durch unseren neuen Kommandeur, Major Remer, begrüßt. Am Schluß seiner Ausführungen hörten wir die schönen Worte, daß wir noch am gleichen Tage für sechs Tage in Pfingsturlaub fahren könnten. Ein Jubel begleitete diese Worte, so daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte.

Also doch Pfingsten zu Haus. Nachdem die Papiere in Ordnung waren, ging es zum Bahnhof. Ich mußte vom Potsdamer Bahnhof abfahren. Der Weg dorthin hat mich viel Fragerei gekostet. Denn in Berlin, wo U-Bahn, S-Bahn und Straßenbahn verkehren, findet man sich nicht gleich am ersten Tag zurecht. Hat man es aber erst begriffen, die vielen Verkehrsmöglichkeiten voll auszunutzen, braucht man keine zehn Schritt mehr zu Fuß zu gehen. Am Samstagmorgen kam ich mit dem zweiten Zug in Liesborn an. An der Molkerei traf ich Vater, der seinen Augen kaum traute. So kam ich mal wieder unerwartet ins Haus geschneit. Als ich Mutter nun erzählte, daß ich nach Berlin käme, wollte sie sich der Bombengefahr wegen gar nicht freuen. Ich mußte staunen, freute mich aber zugleich darüber, daß sie so wenig Ahnung von den Gefahren der Front hatte, weil sie die Heimat noch mehr fürchtete. Ihre Hauptsorge galt aber Alois, von dem seit Februar keine Nachricht gekommen war. Es fiel mir schwer, meine Mutter zu trösten, weil meiner Ansicht nach Alois längst zu den Toten zählte.

Wieder in Berlin angekommen, ging ein strammer Dienst los. Wir sollten ja auch in die zackigste Truppe Deutschlands eingereiht werden. Man nannte das Wachbataillon den „Spiegel der Wehrmacht“.

Eines Tages bekam ich einen Brief von meiner Mutter mit der Todesnachricht von Alois. Anfangs kam mir diese Nachricht vor wie die schriftliche Bestätigung einer Sache, von der ich längst wußte. Gehörte doch an der Front der Tod fast zum täglichen Erlebnis. Als ich aber an die Worte meiner Mutter kam „Alois wird nie wieder zu uns zurückkehren“, rollten auch mir die Tränen über die Backen. Fühlte ich doch bei diesen Worten nicht nur den Verlust meines Bruders, sondern auch so recht den Schmerz meiner Mutter um ihren gefallenen Sohn. Drei Tage später sollte das Seelenamt sein. Urlaub für mich war bereits von zu Hause aus über das Wehrbezirkskommando, wo Herr Grothues saß, eingereicht worden. Das Urlaubsgesuch kam aber nicht. Deshalb ging

12. Die russische Kriegsgefangenschaft – April 1945 bis April 1949

Und weiter ging unser Weg an der Kesselwand entlang. Jeder Durchbruchversuch mit teils kläglichem „Hurrageschrei“ mißlang. Der Ring war, von vielen Panzern unterstützt, einfach zu stark. Am Ende eines Weges versuchte ein Russe, durch Winken und Zurufen uns zur Aufgabe der Verteidigung zu bewegen. Doch dazu hatten wir ja auch noch keine Lust. Als wir einsahen, daß ein Durchbruch unmöglich war, sondereten wir uns zu drei Mann ab und versteckten uns im Wald. Hier steckten wir uns zunächst mal eine dicke Zigarre an. Ich hatte eine ganze Kiste guter Friedenszigarren erbeutet und führte sie unter meiner Sturmbluse mit. Dann berieten wir, was zu machen sei. Unser Ziel war natürlich Richtung Westen. Im Westen lag aber Berlin, das wir unbedingt umgehen mußten. Somit beschlossen wir, in der kommenden Nacht in südlicher Richtung unser Glück zu versuchen. Marschkompaß und Karte hatten wir ja. Rechts von uns auf der Hauptstraße rollten ununterbrochen Panzer und motorisierte Fahrzeuge in Richtung Berlin. Links von uns feuerte schwere Artillerie, was das Zeug halten wollte. Unser Wunsch war, daß der russische Vormarsch möglichst schnell ging, damit wir Ruhe bekamen.

Plötzlich tauchte auf dem nahen Waldweg ein LKW auf. Wir drückten uns fest an den Boden und glaubten auch, daß man uns nicht gesehen habe. Deshalb blieben wir auf derselben Stelle liegen. Schulterklappen, Ärmelstreifen sowie alles, was unsere Zugehörigkeit zum Wachregiment⁵⁹ „Großdeutschland“ verraten konnte, wurde entfernt⁶⁰. Wir waren kaum damit fertig, als plötzlich in nächster Nähe zwei Russen auftauchten, die uns mit Gewehr im Anschlag durch Zurufen und Winken zum Ergeben aufforderten. Wir sahen uns an ob dieser Überraschung und waren uns im selben Augenblick darin einig, daß jeglicher Widerstand zwecklos sei. Freilich hätten wir die beiden Russen umlegen können; doch hätte ein Feuergefecht uns nur verraten und unsere Lage noch verschlechtert, weil wir zwischen der Hauptvormarschstraße und der Artilleriestellung lagen. Wir waren noch unverwundet. Somit gingen wir denn mit erhobenen Armen den Russen entgegen. Kaum waren wir bei ihnen, als einer der Russen mit seiner Hand auf meinen Bauch zuschnellte. Im Glauben, einen Boxhieb einstecken zu müssen, zog ich

59 Das Wachbataillon war am 1. September 1944 in Wachregiment umbenannt worden, Helmuth SPAETER: Die Geschichte des Panzerkorps Großdeutschland, Bd. 1, Duisburg-Ruhrort 1958, S. 26-27.

60 Das geschah wohl deshalb, weil Freitag und seine Kameraden wegen ihrer Zugehörigkeit zu dem als Elite angesehenen Verband – zumal dessen kämpfende Teile seit Anbeginn an der Ostfront eingesetzt gewesen waren – Schikanen oder Schlimmeres von seiten der Roten Armee erwarteten.

meinen Bauch ein. Doch war sein Augenmerk nur auf meine Uhr gerichtet, deren Kette unter der Sturmbluse zu sehen war. Auch die anderen mußten sogleich ihre Uhren und Wertgegenstände abgeben. Unsere Waffen hatten wir am Lagerort liegen lassen. Man fragte uns auch gar nicht mal danach. In der Gier nach blinkenden Sachen hatten sie die Hauptsache vergessen. Kaum war dieses geschehen, als sich von rückwärts ein dritter Russe schimpfend und tobend näherte. Als er bis auf etwa 20 Meter heran war, riß er plötzlich sein Gewehr von der Schulter, legte an und schoß auf unsere Gruppe. Rudolf Mühlburger, einer meiner besten Kameraden, EK I-Träger aus Tirol, sank getroffen zu Boden. Paul Mettler und ich suchten Schutz hinter den Bäumen. Doch sogleich waren die Mündungen der Gewehre wieder auf uns gerichtet und machten eine Flucht unmöglich. Einer der Russen, die uns gefangengenommen hatten, lief zu dem Neuankommenden, riß ihm das Gewehr aus der Hand und entlud es unter großen Beschimpfungen. Alle drei waren besoffen, der Letztere besonders stark. Jetzt holte man uns beide hinter den Bäumen hervor. Rudolf lag dort mit angezogenen Knien, so natürlich, als ruhe er nur. Flehend bat er: „Nehmt mich mit!“ Wir trugen dem Russen unsere Bitte vor, die auch ohne weiteres genehmigt wurde. Als wir Rudolf aber aufhoben, wich ihm das Blut aus dem Gesicht, der Kopf sank in den Nacken, und Rudolf verschied in unseren Armen. Behutsam legten wir ihn auf die Erde zurück. Ein „Herr, gib ihm die ewige Ruhe“ war das letzte, was ich für Rudolf tun konnte. Doch meine Gedanken gingen weiter. Lieber Rudolf! Wer von uns wird wohl den besten Teil erwählt haben? Denn wir gingen ja einem dunklen Schicksal entgegen. Ich muß sagen, daß ich mich in den ganzen Kriegsjahren vor dem Tod nicht so gefürchtet habe als vor der russischen Gefangenschaft.

Die Russen mahnten zur Eile. Mit erhobenen Armen, die Hände im Nacken verschränkt, mußten wir auf die Hauptstraße zumarschieren. Diese überquerten wir und kamen auf ein Gehöft. Hier schleppten die Russen mit Zivilisten herum, die verhört werden sollten. Es war gerade ein gutaussehender etwa 50jähriger Mann dran. Man versuchte von ihm ein Geständnis über Parteizugehörigkeit zu erpressen. Er bestritt dies aber entschieden. Er habe sich immer gesagt: „Die Russen sind doch auch anständige Menschen und werden uns schon nichts tun. Deshalb bin ich auch hiergeblieben und nicht ausgerissen.“ Darauf fragte man ihn noch nach der Zugehörigkeit zur Wehrmacht oder zum Volkssturm. Auch dieses verneinend, fügte er, auf uns zeigend, hinzu: „Hier, das sind Soldaten, die sind bei der Wehrmacht.“ Dieser Mann gehörte zu der Sorte Menschen, die, wenn es um die eigene Haut geht, andere zu verkaufen versuchen. Seine Frau schrie ständig dazwischen in Angst um das Leben ihres Mannes. Sie wurde aber von einigen Russen beiseite geschoben mit dem Hinweis, daß ihr Mann sowieso aufgehängt würde. So

13. Die Entlassung und Heimfahrt nach Deutschland – April 1949

Eines Tages brachten die Landser aus der Fabrik eine schöne Parole mit. Unser Lager sollte in Kürze heimfahren. So gern ich dieses hörte, zum Glauben reichte es aber nicht, weil ich zu oft betrogen worden war. Außerdem waren bisher sämtliche Transporte im Hauptlager zusammengestellt worden. Und außer ein paar Aktivisten⁸⁸ waren bislang noch keine gesunden Menschen entlassen worden. Im Laufe der nächsten acht Tage beruhigte sich alles wieder. Es war halt mal wieder ein schöner Traum. Ein plötzliches Ereignis gab uns allerdings zu denken. Es war 14 Tage vor Ostern, am Passionssonntag. Wir lagen schon zu Bett, als plötzlich etwa 50 Mann durch die Stalova hereinkamen. Sie waren fast durchweg in guter körperlicher Verfassung und gut gekleidet. Im Nu waren wir hellwach und aus den Betten. Was die denn wohl bei uns wollten?! Ihren Berichten nach waren sie aus einem etwa 300 Kilometer östlich liegenden Lager hergekommen, um heimzufahren. Das Schönste aber war, daß man ihnen mitgeteilt hatte: Unser gesamtes Lager würde mitfahren. Vor lauter Fragen, Erzählen und Aufregung war an Schlafen nicht mehr zu denken. Am nächsten Tag bekam ich Durchfall. Angesichts der gespannten Lage wollte ich auf keinen Fall krankfeiern. Doch fühlte ich mich am nächsten Morgen derart unwohl, daß ich doch zum Arzt ging. Ich kam sofort in die Krankenstube und habe den ganzen Tag nichts gegessen. Meine Angst war groß. Denn so langsam sickerte durch, daß wir doch bereits in den nächsten Tagen heimfahren sollten. Zu allem Unglück kam am Nachmittag ein hoher russischer Arzt, um nachzusehen, ob sich im Lager kranke, nicht transportfähige Gefangene befänden. Unter diesen Umständen wurde es mir ruckweise schlecht. Im Geiste sah ich schon den Transport ohne mich dahinfahren⁸⁹. Der deutsche Arzt war sehr bemüht, meine Krankheit als kleine Bagatelle hinzustellen. Doch der Russe wurde sehr nachdenklich. Schließlich sagte er, wenn es am nächsten Tage nicht besser wäre, müßte ich in ein anderes Lazarett. Unter diesen Umständen mußte ich mich natürlich mit dem Krankfeiern beeilen. Ich beriet mich mit dem Arzt, was zu tun sei. Am nächsten Morgen sogleich nach dem Essen verließ ich die Krankenstube

88 Damit sind die Angehörigen der „Antifaschistischen Aktivs“ gemeint. Die „Antifa“ übernahm in den Lagern ab November 1945 die Funktionen des aufgelösten „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und des ihm zugehörigen „Bundes Deutscher Offiziere“. Dazu zählten die kulturelle Betreuung der Gefangenen und nicht zuletzt die politische Überzeugungs- und Schulungsarbeit; vgl. Gert ROBEL: Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, Antifa (= Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, Bd. VIII), München 1974.

89 Freitags Befürchtung war durchaus begründet, denn „nicht transportfähige Gefangene [durften] keinesfalls repatriert werden, um dem Ansehen der Sowjetunion nicht zu schaden“, KARNER: Archipel GUPVI (wie Anm. 86), S. 196.

und nahm meine Arbeit wieder auf. Oft genug war mir ein Transport vor der Nase weggefahren. Diesmal sollte es nicht passieren. So schlapp ich auch war, ich ließ mir nichts anmerken. Donnerstag war der letzte Arbeitstag. Die Stimmung überschlug sich bald. Wo zwei zusammenstanden, gab es nur ein Thema: „Heimfahrt!“ Ein jeder sortierte so langsam sein Gepäck. Doch wer wußte, was man mitnehmen durfte und was nicht. Ich nahm mir vor, alles Brauchbare mitzunehmen, aber nichts zu verstecken. Dann konnte der Russe ja selbst sortieren. Auf jeden Fall würde ich keinem Stück nachtrauern, dafür war die Heimfahrt zu wertvoll. Am Abend gab es noch Löhnung. Es durften aber keine Rubel mit auf Transport genommen werden. Also mußte sämtliches Geld ausgegeben werden, wenn es nicht den Russen in die Hände fallen sollte. Berge von Brot, Zigaretten, Tabak und andere schöne Sachen wurden ins Lager geschleppt. Am späten Abend kam der Lagerführer, einen Zettel in der Hand, in unsere Unterkunft und bat um Ruhe. Im Hinblick auf den Zettel wurde alles sofort mäuschenstill; denn es war bisher noch kein Transport gefahren, ohne daß man vorher einige aussortiert hatte. Unter atemberaubender Spannung verlas der Lagerführer 20 Namen. Diese mußten sich sofort fertigmachen zum Transport in das Hauptlager. Nach diesen bangen Minuten stand wieder der Angstschweiß auf der Stirn. Mit einem Schlage war die Stimmung hin. Die vorgelesenen 20 Mann, es waren alles Spezialisten, machten sich teils schimpfend, teils bitterlich weinend fertig zum Abtransport. Auch wir waren den Tränen nahe. Ein starker Tropfen Wehmut war in den Kelch der Freude gefallen! Denn von Kameraden, mit denen man Freud und vor allen Dingen Leid geteilt hat, scheidet man nicht gern. Gerade im größten Leid zeigt sich der wahre Kern eines Menschen.

Am Freitagmorgen ging das Baden und Entlausen los. Im Laufe des Tages kamen noch einige hundert Gefangene aus umliegenden Lagern. Fieberhaft wurden sämtliche Transportvorbereitungen getroffen. Da mein Magen noch nicht ganz in Ordnung war, sparte ich Brot für den Transport auf. Auch bekam ich von meinen Kameraden allerhand Brot geschenkt. Viele waren auf ihre Lagerverpflegung nicht mehr angewiesen, weil sie ihre Rubel verbrauchen mußten. Am Samstag war große Filzung. Zu diesem Zweck, ich möchte wohl sagen „Ereignis“, kamen etwa 20 Russen aus dem Hauptlager. Zunächst mußten wir uns mit sämtlichen Habseligkeiten draußen dem Alphabet nach aufstellen. Da im russischen Alphabet der Buchstabe „F“ ziemlich am Schluß steht, durfte ich einige Stunden frieren. Es war nämlich feuchtkalt. Somit mußten wir letzten uns stundenlang bis zum Nachmittag die Füße warm laufen, um nicht in letzter Minute noch mit Erfrierungen auf Transport zu müssen. Unsere Filzstiefel hatten wir bereits tags zuvor abgegeben. Doch die Hoffnung auf die bevorstehende Heimfahrt ließ uns auch dieses überwinden. Dem Anfangstempo nach hatte ich mir ausgerechnet,

Namens- und Ortsregister

A

Alexandrowka 112; 116
Asbest 152; 154; 160; 161; 164; 165; 167

B

Bad Wilsnack 124
Bappino 105
Barabas, Oskar 109
Barkhausen, August, Unteroffizier 176
Batjuki 86
Beck, Ludwig, Generaloberst 122
Becker, Carl, Oberst (Kdr I.R. 18) 50; 73;
90; 107
Beleke 150
Belyj 105
Berlin 5; 101; 105; 118; 119; 120; 122; 123;
124; 126; 127; 128; 129; 130; 133; 134
Berlin-Tegel 126
Berlin-Zehlendorf 123
Bernau 134; 135
Bielefeld 87
Bobruba 60
Bobruisk 120
Böntrup, Bernhard 87
Borissow 115
Bornefeld 91
Braunlage/Harz 116
Braunschweig 151
Breslau 125
Brest 101; 103; 119
Brest-Litowsk 173
Brjansk 110

C

Cilker, Gerd 114

D

Deppe, Georg, Leutnant 76
Dnjepr 116
Drees, Gerd 158
Dubrovka 110
Düna 56ff.
Duwentester, Anton 59

E

Engel 137

F

Feldmann, Wilhelm, Oberfeldwebel, gef.
am 24.12.1941 76
Felinino 105
Frankfurt a. d. Oder 173f.
Freitag, Alois (Bruder) 56; 87; 102; 119
Freitag, Anna, geb. Senger (Mutter) 92;
102; 111; 119f.; 178f.
Freitag, Antonius (Bruder) 87; 98; 115;
124; 157; 178
Freitag, August (Vater) 91; 102; 119; 178
Freitag, Franz (Bruder) 92; 111; 178f.
Freitag, Gertrud 47
Freitag, Hedwig (Schwester) 102
Friedland 176

G

Gersmann, Heinrich, Feldwebel 89; 91
Goebbels, Joseph 121
Graminsky, Hans, Hauptmann
(Bataillonsführer im I.R. 18) 89
Gridino 109
Gronenfelde 174
Großmann, Horst, Generalleutnant (Kdr
6. I.D.) 73
Grothues 119
Grünter, Christine, geb. Freitag
(Schwester) 102
Grüter, Christine, geb. Freitag
(Schwester) 91
Grüter, Stefan 91
Hamm 102

H

Hannover 102
Heiligenstadt 175
Hennicke, Hermann, Oberstleutnant
(Kdr I.R. 37) 60

Himmel, Zugführer in Asbest 157
Himmler, Heinrich, Reichsführer SS 123
Hirschberg 125
Hitler, Adolf 63; 110; 120; 122; 133; 151
Hohenplotzen 126

I

Illies, Elisabeth 47

J

Jäger, Matthes 71
Jägerndorf 125
Jasper, Bernhard 150; 160
Junge, Klaus 160

K

Kalinin 72; 74; 89; 102
Kandziar, Heinz 167
Kappenberg 71
Kasan 142
Kassel 177
Kieselheuer, Willi, Hauptsturmführer
165
Klarholz, Oberleutnant (KpChef im
Wachregiment „Großdeutschland“)
137
Koch, Kurt 73
Kromy 115
Krupzowo 85

L

Landsberg a. d. Warthe 139
Leipzig 155; 158; 175
Leningrad 141; 173
Leobschütz 126
Liefeld, Erich 152
Liesborn 47; 73; 119; 150
Lippstadt 111; 150; 165; 177f.

M

Mährisch-Ostrau 126
Malachowo 91
Marienburg 145
Memel 54
Mesha 60
Mettler, Paul 131f.
Minsk 58; 173
Model, Walter, Generaloberst 90

Moskau 58; 71; 172f.
Mosty 54
Mühlburger, Rudolf 131f.
Müncheberg 126
Müntinger, Feldwebel 176
Murajewo 99

N

Napoleon 82
Neisse a. d. Neiße 125
Nenajedowo 86
Neubeckum 102
Neudamm 136; 138
Neuhoff, Major (Bataillonsführer im I.R.
18) 99
Neustadt 126
Niehaus, Wilhelm 113
Nikolaiken 47
Noack, Edgar, Hauptmann (KpChef im
I.R. 18) 99
Northoff, Jupp 58; 98

O

Oberglogau 126
Olenin 105
Olmütz 126
Orel 92; 94; 111f.; 115
Orscha 140
Osnabrück 116
Ostkreuz, Bahnstation im Osten Berlins
127; 137
Osuga 104

P

Paderborn 58; 177
Pasch, Jupp 114
Paschino 94
Paßgang, Franz 91
Petrewo 109
Pleschkowo 86
Polozk 58
Posen 139
Powelshje 97

R

Radom 115
Rampelmann, Franz 67; 73f.; 98
Remer, Otto Ernst, Major (Kdr Wachba-
taillon „Großdeutschland“) 119

Rogatschew 116
Roslawl 110
Rshew 5; 82; 87ff.; 94f., 97; 102; 104; 108;
176

S

Scharaikien 47
Schilitsche 61
Schischowa 61
Schnitger, Albrecht, Oberfeldwebel 109
Schoporowo 97; 104
Schulten, Franz 58; 67; 73
Senger, Albert (Cousin) 120
Senger, August 67
Senger, Katharina (Tante) 120
Shitinki 91
Shlobin 116ff.
Smolensk 110; 115; 140
Soest 124; 126
Ssytschewka 89; 92; 94
Staritza 76; 80ff.; 86
Stauffenberg, Claus Schenk Graf von,
Oberst 122
Swerdlowisk 142; 146; 164; 172

T

Thälmann, Ernst 152
Tolstikowo 97
Tönnissen, Franz 93
Tönnissen, Hans 92f.
Toropjetz 102
Torschok 68

Troppau 126

U

Ulitino 75f.
Ultuajewo 47; 49
Uwarowo 90

W

Waldliesborn 178
Warschau 101; 119
Welikije-Luki 141
Werneuchen 136
Wessel, Fritz 150
Weuke, Walter 145
Wien 115; 127
Wirballen 111
Witzleben, Erwin von, Generalfeldmar-
schall 120; 122
Wjasma 101
Wolga 67; 75ff., 80; 97; 98; 104; 142
Wriezen 136

Y

Ybbs a. d. Donau 115

Z

Zepernick 135
Ziegenhals 126